

Gedanken aus einer heilpädagogischen Grossfamilie

Autor(en): **Angst, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **50 (1979)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-809685>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedanken aus einer heilpädagogischen Grossfamilie

«Nach zweijähriger Tätigkeit in einer heilpädagogischen Grossfamilie wage ich den Versuch», schreibt Peter Angst, der Verfasser des hier folgenden Beitrags, «unsere Arbeit etwas auszuwerten». Angst ist dabei erklärermassen bewusst, dass die Gedanken und Vergleiche aus der Sicht eines ehemaligen Heimerziehers «sehr subjektiv» sind. Sie sind zum Teil auch in sich selber widersprüchlich, doch gehört es zur liberalen Praxis der Redaktion, gelegentlich im Fachblatt Texte vorzulegen, die bei den Lesern da und dort vielleicht etwelchen Widerspruch erregen. «Trotzdem», meint Peter Angst mit Recht, «könnten einige Aussagen auch für andere Gültigkeit haben».

Es kann keine Erziehung im luftleeren Raum geben, denn sie erfordert stets Beziehung und Bereitschaft zur Bindung. Shimon Sachs

Möglichkeiten und Grenzen

Bei vielen sozial Tätigen und in verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen ist das Interesse für Grossfamilien recht gross. Manche Fürsorger suchen für verhaltensschweringe Kinder und Jugendliche heilpädagogische Grossfamilien (in unserem ersten «Funktionsjahr» bekamen wir zum Beispiel 57 Anfragen). Da die Heime zahlreichen negativen Vorurteilen ausgesetzt sind und sie auch nicht völlig panensicher sein können, wird gern nach «idealeren» und «noch unverschmutzten» Alternativen gesucht. Vorerst möchte ich aber festhalten, dass auch der noch so gut funktionierenden Grossfamilie Grenzen gesetzt sind. Ihre Tragfähigkeit für schwergestörte Kinder ist begrenzt. Die Anforderungen eines echten Zusammenlebens stellen so schwere und weitreichende Bedingungen, dass auch in Zukunft die Grossfamilie nur für einen Teil der hilfsbedürftigen Kinder eine günstige Plazierungsmöglichkeit bietet. Gerade bei geistig und körperlich Behinderten haben grössere Institutionen mit differenzierten Behandlungsangeboten sicher mehr Berechtigung. Auch bei Jugendlichen wird eine Plazierung in eine heilpädagogische Grossfamilie fraglich, weil der Rahmen vielleicht schon zu eng ist, und die Vorgeschichte des Jugendlichen schon zuviele Wege gekannt hat.

Daher sehe ich den Platz einer heilpädagogischen Grossfamilie zwischen der üblichen Pflegefamilie und dem Heim. Sie ist daher also keine eigentliche Alternative für das Heim, sondern vielmehr eine weitere Plazierungsmöglichkeit.

Wenn sich zurzeit einige Heimleute von den heilpädagogischen Grossfamilien bedroht fühlen, dann scheint mir das vor allem für das differenzierte Heim unbegründet.

Für die «Feld-, Wald- und Wiesen-Heime» dagegen mit ihrem unaufhörlichen Erzieherwechsel könnte die Grossfamilie schon zur Bedrohung werden. Denn

qualitativ können so kleine, familiär funktionierende Zellen den überorganisierten, schwerfälligen Heimtypen zuvorkommen. Denn es hilft nicht viel, wenn das Heim zwar eine 220jährige Heimgeschichte aufweist, die durchschnittliche Erzieheranwesenheit aber höchstens zwei Jahre dauert.

Kantone und Bund verhalten sich diesen relativ kurzlebigen sozialen Institutionen gegenüber zurückhaltend, doch scheint mir, dass eine heilpädagogische Grossfamilie Anerkennung und Unterstützung verdient, wenn sie zehn Jahre intakt bleibt und damit einer Gruppe von Kindern Hilfe und ein Zuhause bietet. Denn meines Erachtens sollte in der Erziehung wieder viel mehr von den wirklichen Bezugspersonen ausgegangen werden und weniger vom institutionellen (als würden Kinder zum Beispiel von den Gruppenthäusern erzogen).

Ein weiterer existenzieller und politischer Punkt ist die Finanzierungsfrage. Ist es nicht richtig, dass qualitativ gleichwertige Arbeit gleichen Lohn verdient? Wenn den heilpädagogischen Grossfamilien so viel Geld zur Verfügung stehen würde wie den subventionierten Heimen, dann würden die Grossfamilien an Bedeutung gewinnen.

Bei den grossen finanziellen Heimkosten, die teils durch Bürokratisierung und «Verspezialisierung» entstehen, könnten die kleinen, wirtschaftlicheren Lebensgemeinschaften für Politiker und Gesellschaft interessant werden (in der Zeit des Sparens).

Auch der jetzigen Dezentralisierungsbewegung entsprechen die Grossfamilien. Sie lassen sich leichter in die bestehenden Gesellschaftsgruppierungen eingliedern.

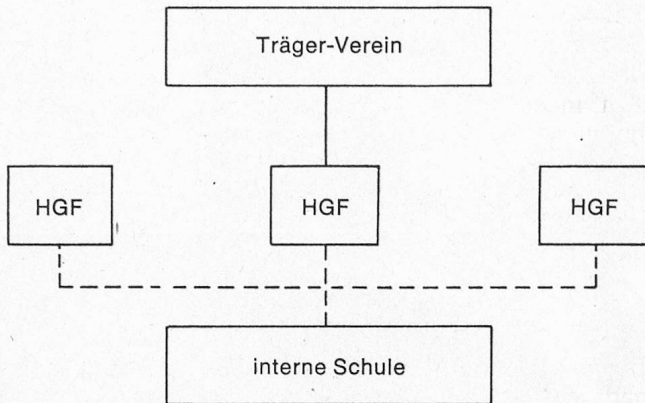
Für ein Dorf ist eine heilpädagogische Grossfamilie keine Bedrohung und es ist leichter, die notwendigen Kontakte zur Dorfgemeinschaft herzustellen. Auch in Wohnquartieren einer Stadt liesse sich dasselbe durchführen. Dagegen sind grosse Institutionen, die mühsam das «normale» Leben wieder hereinholen müssen, schwieriger in eine solche Umgebung einzugliedern.

Verschiedene Modelltypen

Es gibt bereits verschiedene Konzepte und Organisationsformen von heilpädagogischen Grossfamilien (weitere werden noch dazu kommen).

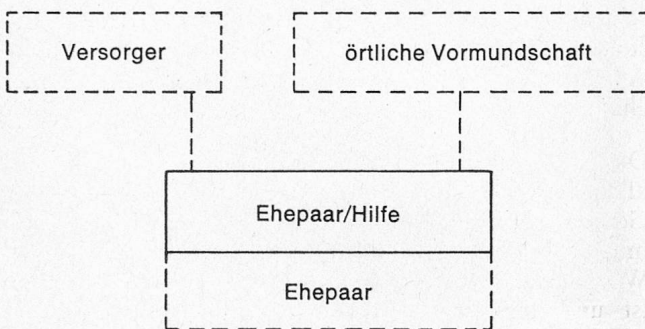
Typ A

Träger-Verein mit verschiedenen Grossfamilien, evtl. mit eigener Schule.



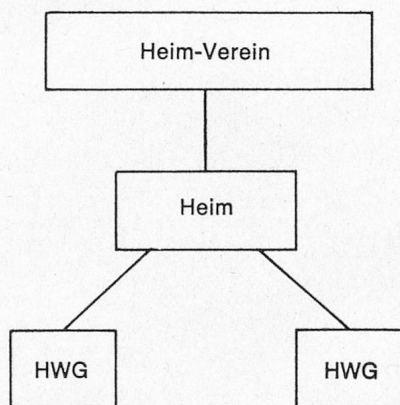
Typ B

«Gewachsene» Grossfamilie, die aus einem oder zwei Ehepaaren entsteht und getragen wird (mit zusätzlichem Erzieher oder Praktikanten).



Typ C

Grossfamilien und Wohngruppen, die an eine Institution angegliedert sind.



HGF = Heilpädagogische Grossfamilie
HWG = Heilpädagogische Wohngruppe

Aufnahme und Zusammensetzung der Kinder

Eigentlich hätten wir gerne Kinder anfangs Schulalter bei uns aufgenommen, um eine möglichst langjährige Entwicklung vor uns zu haben.

Sehr bald mussten wir aber erkennen, dass vor allem für Kinder im mittleren Schulalter (9—13 Jahre) heilpädagogische Pflegeplätze gesucht wurden.

Daher ergab sich dann auch unsere Kindergruppe, die sich zu Beginn im Alter vom 5. bis 13. Lebensjahr befand. Dass wir vorwiegend Knaben aufgenommen haben, ergab sich aus der Tatsache, dass bekanntlich für Knaben viel mehr Fremdplätze gesucht werden (5 Knaben/1 Mädchen).

Einen unverzeihlichen Fehler haben wir zu Beginn gemacht, indem wir zu rasch aufeinander fünf Kinder aufgenommen haben. Richtiger erscheint uns, wenn Kinder langsam, nacheinander in die Familie hineinwachsen können.

In der Auswahl der Kinder achteten wir auf ähnliche Verhaltensschwierigkeiten und ähnliche Vorgesichten. Damit können wir etwas strukturieren und in unseren Forderungen und Normen ähnliche Maßstäbe ansetzen. Dies erleichtert unseren Alltag; dafür haben wir einen ziemlich «verwahrlosten Kindersegen» (glücklicherweise trägt unser älteres Gebäude dem Rechnung).

Voraussichtlich werden vier der sechs Kinder auch ihre Lehrzeit bei uns verbringen, so dass wir sie bis ins Erwachsenenalter begleiten können.

Kurzfristige Aufenthalte in einer heilpädagogischen Grossfamilie sind meines Erachtens fraglich, da der «Umpflanzungsschaden» zu gross wird.

Qualitative Erziehungsvorteile

Ich glaube, die entscheidenden Möglichkeiten einer heilpädagogischen Grossfamilie liegen im intensiven Bezugsfeld zwischen Kind und Erzieher. Das Miteinander-Leben und -Erleben schafft enorme Möglichkeiten, um gute Erziehungsansätze zu finden und Verpasstes nachzuholen sowie Fehlentwicklungen intensiv neu angehen zu können. Dazu kommt, dass sich in einer solch kleinen, gezielten Gemeinschaft ein verunsichertes Kind leichter orientieren kann. Dies wiederum erzeugt die notwendige Ruhe und Geborgenheit, die ein Kind braucht, um seine verletzte Gefühlswelt wieder in Ordnung zu bringen und die Bereitschaft zu wecken, neues Vertrauen aufzubauen. Fehlt doch erziehungsschwierigen Kindern vorwiegend das notwendige Vertrauen, um aus ihrer Isolation herauszukommen. Diesem Misstrauen kann in einer kleinen Gemeinschaft besser begegnet werden als in einer grösseren Institution.

Eine wichtige positive Möglichkeit liegt sicherlich auch im intimen Rahmen, der für die Geborgenheit des Kindes lebenswichtig ist. Leiden doch viele Institutionen darunter, dass sie gerne mit dem zoologischen Garten verwechselt werden. Für jene benachteiligten Kinder und Jugendlichen ist es dann oft fast unmöglich, ein eigenes, intimes Plätzchen zu finden. Wenn Erzieher und Kinder echt miteinander zusammenleben, merkt man plötzlich, wie wichtig ein pri-

vates Zuhause wird, da man selbst auch «eine Schutzzone» braucht. (Dies wurde für uns von solch grosser Bedeutung, dass wir auf einen Träger-Verein verzichteten, obschon er wirtschaftliche Vorteile gebracht hätte.)

Zudem bietet eine kleine Gemeinschaft eine intaktere Vertrauenssituation, welche für einen funktionierenden Erziehungsprozess notwendig ist. Durch die dauernde Anwesenheit unter einem Dach ist eine feinere Beeinflussung möglich, die zugleich eine Kontrolle gewährleistet.

Obschon unsere Kinder viel unterwegs sind und viel bei anderen Kindern verkehren (Freunde, Schule, Einkaufen, Sport usw.), wissen wir doch bedeutend besser, was vorgeht, als im Heim, wo es oft zu einem «Doppelleben» kommt und die Erzieher erstaunt sind, was alles «hineume» möglich ist.

Diese günstigere Voraussetzung, erziehungsschwierigen Kindern eine normale gesellschaftliche Eingliederung zu ermöglichen, scheint mir wichtig. Unsere Kinder haben die Möglichkeit, die normalen Umstände in Schule, Nachbarschaft und Dorf mitzerleben. Der gefährliche «Wiedereingliederungsschock» vieler Heimkinder wird bei unseren Kindern kaum vorhanden sein. Erleben sie doch tagtäglich andere Verhältnisse, Verlockungen und Andersartigkeiten. Dies stellt zwar mehr Anforderungen an die Bezugspersonen, dafür haben wir die Möglichkeit, mit dem Kind zusammen die Verlockungen, Enttäuschungen, schmerzhaften Vergleiche usw. mitzutragen und verarbeiten zu helfen.

Der alltägliche Umgang mit gesunden und weniger benachteiligten Kindern hilft dem erziehungsschwierigen Kind, sich besser zu erkennen und normale Verhaltensweisen einzuüben. Dass Kinder von Kindern oft leichter annehmen können, ist eine alte Erfahrung, und wenn das Gesunde überwiegt, ist die «negative Ansteckungsgefahr» weniger gross.

Schwierigkeiten und Nachteile

Im erzieherischen Bereich besteht für die Ausübenden stärker die Gefahr der Ueberforderung als in den Heimen. Man ist ganz den Verhaltensschwierigkeiten der Kinder ausgesetzt und genötigt, mit ihnen zu teilen und zu leben. Da zum Beispiel einige unserer Kinder starke Verwahrlosungserscheinungen aufweisen, ist es oft recht schwierig und mühsam, mit ihnen unseren Haushalt zu teilen. Es braucht oft einen «schwarzen Humor», um mit ihnen das Badezimmer zu teilen, oder ihre Experimente mit meinen ach so teuren Werkzeugen zu überleben, usw., usw. Immer wieder die notwendige Toleranz und das Verständnis für die Anderartigkeit der Kinder zu haben, ist oft sehr, sehr schwierig.

Ein grosses Problem ergibt sich für uns auch in den intensiven Beziehungen zu den Kindern. Man lebt mit ihnen, man freut sich mit ihnen, man teilt mit ihnen und doch . . . gehören sie nicht uns!

Diese Tatsache ist oft von unseren Gefühlen her so schwierig zu ertragen, dass wir oft darunter leiden. Die Kinder haben ihre eigene Herkunft, ihre Vergangenheit und ihre mitgebrachten Ideale und Vorstellungen. Dies zeigt sich vor allem auch in der Frage der Eltern und Angehörigen, was ich später etwas ausführlicher umschreiben möchte (Elternproblematik).

Ein weiteres Problem ist unsere eigene intime Welt. So gern ich das Lebendige und Kurzweilige der Kinder habe, so sehr brauche auch ich meine persönliche Zeit, meine «eigene Ecke», kurz meine eigene kleine, intime Welt. Und dies ist oft im Zusammenleben mit beziehungshungrigen Kindern recht schwierig zu finden. Denn geschlossene Türen und Räume passen schlecht in eine familiäre Gemeinschaft.

Fachliche Unterstützung/Therapie

Intensive fachliche Unterstützung ist für eine heilpädagogische Grossfamilie dringend nötig, da sie wenige Absprache- und Vergleichsmöglichkeiten hat. Die Ausübenden sind viel auf eigene Handlungen und Entscheidungen angewiesen.

Die fachliche Unterstützung soll mithelfen, die verschiedenen Erziehungsprozesse zu beobachten, zu steuern, zu objektivieren, anzuregen und den Ausübenden helfen, ihre Arbeit transparent zu machen.

Diese Art von fachlicher Unterstützung sehe ich vor allem in Form einer Supervision, die Einblick in die Gemeinschaft hat, die Kinder persönlich kennt und mit den Leitenden wöchentliche Aussprachen führt. Wenn diese fachliche Unterstützung funktionstüchtig ist und das Milieu von einem heilpädagogischen Charakter durchprägt ist, dann kann meines Erachtens weitgehend auf Therapien verzichtet werden. Denn diese intensive «Milieubehandlung» hat eine enorme Erfolgschance, wenn die Problematik der Kinder erkannt ist. Wichtig ist daher eine gründliche Abklärung der Störungen, und diese möglichst *vor dem Eintritt* in die Grossfamilie, damit schon anfangs die Weichen richtig gestellt werden können.

Einen weiteren wichtigen Ansatz der fachlichen Unterstützung sehe ich auch in der Beratung der Elternfrage. Sie soll (wenn nötig) helfen, zwischen den Ausübenden und den Angehörigen der Kinder Brücken zu schlagen und Gegensätze abzubauen.

Auch wird es nötig sein, die Zusammenarbeit der Ausübenden zu fördern und bei Schwierigkeiten Hilfe anzubieten.

Tragfähigkeit

Dieser Faktor ist für eine heilpädagogische Grossfamilie von grosser Bedeutung, entscheidet doch die Tragfähigkeit in diesem kleinen Kreis sehr bald über «Sein oder Nicht-Sein».

Erst in der Tätigkeit als Erzieher unter einem Dach mit den Kindern wurde mir so richtig bewusst, wie

doch die Erziehung ein dauernder, laufender Prozess ist, der sich in keine Fünf-Tageweche, noch in wöchentliche Therapiestunden zwängen lässt. Wenn ein Kind als Ganzes erfasst werden will, dann scheint es mir wichtig, alle seine Einflüsse und Eindrücke zu erkennen. Dieses mütterliche «Nahesein» ist für einen Berufs-Erzieher recht schwierig zu ertragen und durchzustehen. Dass dieses dauernde «Am-Ball-Sein» notwendig ist, zeigten mir die Erfahrungen, dass gerade diese verhaltensschwierigen Kinder am meisten reagieren beim Weggehen ihrer echten Bezugspersonen. Dadurch sind die Kinder rasch verunsichert, werden aggressiv oder regredieren. Dafür sind sie relativ leicht zu führen und gut ansprechbar, wenn möglichst immer dieselben Erzieher anwesend sind.

Der Preis für dieses dauernde «Dasein» ist hoch. Auch leidet oft unsere partnerschaftliche Beziehung darunter, da wir auch unsere Freizeit viel aneinander vorbeigehend verbringen.

Grossfamilien, die aus zwei Ehepaaren oder mehreren Einzelpersonen bestehen, können diese Belastung sicher besser aufteilen. Dazu käme aber sofort wieder die zusätzliche Belastung der Absprachen, Uebereinstimmung usw.

Diese relativ starke Belastung kann auch ein Träger-Verein nicht abnehmen, da er die Bezugsrüfen nicht ausfüllen kann (denn auch ein Vereins-Vorstand erzieht keine Kinder).

Elternproblematik

In dieser Frage liegen für uns noch viele ungeklärte Probleme. Denn durch unsere familiäre Struktur, mit intensiven Beziehungen zu den Kindern, entstehen leicht Konflikte zwischen uns und den Angehörigen der Kinder.

Für uns ist es immer wieder schmerzhaft zu erfahren, dass wir die Kinder noch mit den Angehörigen «teilen» müssen.

Für die Angehörigen ist es schmerzhaft zu sehen, wie plötzlich ihre Sorgenkinder ruhiger werden und ihnen entgleiten. Wie sie plötzlich von «Daheim» sprechen und die Grossfamilie meinen, und wie sie mit der Zeit andere Wertmaßstäbe lernen.

Die psychologischen Ueberlegungen, dass man auch die Angehörigen der Kinder in die neue Situation (Entwicklung) einbeziehen muss, sind sicher richtig, aber gerade in der Praxis sehr, sehr mühsam durchzuführen. Schon bei den Kindern ist es oft recht schwierig, Verhaltensänderungen zu erreichen; wie mühsam ist aber erst der Weg bei Erwachsenen.

Diese Situation ist vor allem auch für das Kind schwierig. Wird es doch immer wieder mit der «alten Welt» konfrontiert, und dadurch leidet oft bei Jüngeren eine konstruktive Neuentwicklung. (Eine Pflanze würde längst verdorren, wenn man sie immer

wieder verpflanzen würde — und Kinder «verdorren» auch!)

Werden nicht noch zu viele Kinder aus Rücksicht auf ihre leiblichen Eltern und Angehörigen «geopfert», obschon die Heilpädagogik und das neue Kindsrecht eigentlich eine deutliche Sprache sprechen?

Wird das «Zum Wohl des Kindes» nicht noch zu viel mit dem «Wohlsein» der Eltern verwechselt?

Schule und Umwelt

Bei vielen verhaltensschwierigen Kindern kommt es bekanntlich in der Schule sehr bald zu Konflikten. Dass unsere Normal-Schulen sehr wenig Toleranz aufweisen ist bedauerlich, doch werden sie auch überfordert und zu wenig unterstützt. Wenn Lehrer bei verhaltensschwierigen Kindern mehr fachliche Beratung und Unterstützung bekämen, würden sicherlich weniger Sonderklassen benötigt.

Unsere Erfahrungen in den letzten beiden Jahren mit der Normal-Schule zeigen für uns interessante Ansätze: Dank kleiner Klassen und der Bereitschaft der Lehrer können unsere teils schwierigen Kinder die Normal-Schule besuchen. Zwar werden sie schulisch stark beansprucht, und wir müssen viel Unterstützungsarbeit zu Hause durchführen, aber — sie schaffen es und sind stolz darauf. Bei drei Knaben waren verschiedene Kompromisse betreffend Leistung und Schulaufgaben notwendig, sowie eine intensive Zusammenarbeit mit den Lehrern.

Meines Erachtens sollte die Schule aber auch so lebendig und flexibel sein, wenn sie ihre echt erzieherischen Aufgaben lebensnahe erfüllen will.

Ich weiss, dass es Verhaltensstörungen gibt, die in einer Klasse einfach nicht mehr tragbar sind. Da ist vorübergehend eine Schonzeit in einer Sonderklasse sicher notwendig. Dass es aber eine interne Heim-schule zu sein braucht, wenn sich eine Behandlung im Milieu anbahnt, bin ich immer weniger überzeugt. Wenn sich das Milieu zugunsten des Kindes ändert (und dort auch der Konflikt liegt), muss dann wirklich auch das «Schulmilieu» gewechselt werden?

Mit der Umwelt möchte ich den Kreis ausserhalb des Hauses bezeichnen; die Einflüsse der Nachbarn, die Kameraden, die Mitschüler, die Dorfaktivitäten usw. Dass unsere Kinder einen möglichst natürlichen Anschluss an all die gesellschaftlichen Umstände erleben, finde ich wichtig. Natürlich bringt dieses direkte Zusammenleben mit den «Normalen» auch wieder zusätzliche Probleme. Denn nicht alle Dorfbewohner bringen das nötige Verständnis für verhaltensschwierige Kinder auf (eine Nachbarin «behauptet» zum Beispiel immer wieder, dass solche Kinder in eine Anstalt gehörten und nicht in ein normales Dorf). Doch mit etwas «Umweltpflege» lässt sich einigen guten Willen und Verständnis für unsere Kinder finden.

Eine etwas mühsame doch verständliche Erscheinung zeigt sich in der Auswahl der Kameraden unse-

rer Kinder. Wählen sie doch oft Freunde, die zuhause auch in schwierigen Verhältnissen leben und ebenfalls etwas «anders» sind. (Dafür können wir dann unser soziales Arbeitsfeld erweitern, wenn auch oft mit einem leichten Seufzen.)

Ein weiterer Seufzer entwischt uns oft, wenn wir die Maßstäbe und Erziehungskonzepte anderer Familien ansehen, die unsere Kinder zum Vergleich herbeiziehen. Was sind unsere paar Franken Taschengeld, wenn im gleichen Dorf Mitschüler 50 bis 100 Franken pro Woche zur Verfügung haben? Oder was nützt unsere einschränkende Fernseherziehung, wenn gleichaltrige Kinder die meisten Erwachsenenendungen zu Ende verfolgen und in den Augen unserer Kinder überhaupt (!) keine Schäden davontragen und . . . erst noch mehr «wissen»?

(Dafür hält uns diese vergleichende Umwelt in leichtem Trab und lässt uns . . . jung bleiben.)

Verantwortung und Lebensdauer

Eine grosse Bedeutung hat für mich als ehemaligen Heimerzieher die relativ grosse persönliche Freiheit, die für eine gesunde Erziehungsatmosphäre sicher wichtig ist.

Wie mühsam ist doch für einen Heimerzieher, sich mit *lebendigen Kindern* in seinem kleinen, zugewiesenen Kompetenzfeld bewegen zu müssen. Muss er doch immer wieder darauf achten, dass er die Bewilligung und das Wohlwollen der Institution, des Heimleiters, der Therapeuten, der Hilfskräfte und der «Neben»-Erzieher eingeholt hat.

Dieses kleine Kompetenzfeld des Erziehers ist meines Erachtens auch Schuld an der grossen Unzufriedenheit vieler Erzieher, was sie zu einem enormen Arbeitsplatzwechsel verleitet und ihre Passivität fördert.

Es scheint mir immer wichtiger, dass derjenige, der die Erziehung eines Kindes auf sich nimmt, auch die Kompetenz und die Verantwortung hat. Wie paradox ist es doch, dass man vielen Erziehern zwar die Kinder anvertraut, die Kompetenzen und die Verantwortung aber beim Heimleiter, Versorger oder Therapeuten liegen. Da Erziehung doch etwas Lebendiges und Dynamisches ist, sollte ihr nicht mit Büro-Pädagogik begegnet werden!

Wir werden oft von jüngeren Interessenten besucht, die gerne auch einmal «so etwas» machen möchten. Bei diesen Fragen wird es oft schwierig: Einerseits ist es sicher richtig, dass man in den jungen, begeisterungsfähigen Jahren «so etwas» macht. Wegen der starken Angebundenheit und der langjährigen Verpflichtung aber dürfte es gerade für junge Leute schwierig sein.

Eine andere Erscheinung ist vor allem auch bei jüngeren Erziehern und Sozialarbeitern vorhanden: Man würde gerne «mit ein paar zusammen» eine heilpädagogische

Warum?

Warum beziehen diejenigen Leute in meinem Heim (Altersheim), die die anstrengendste physische Arbeit leisten, den kleinsten Lohn? Warum ist der Status dieser Mitarbeiterinnen, die regelmässig mit allen Hausbewohnern Kontakt haben, der niedrigste? Warum beherrschen ausgerechnet diese Mitarbeiter die deutsche Sprache am schlechtesten? Warum gelingt es uns nicht, junge Schweizerinnen (damit kein Wort gegen unsere tüchtigen ausländischen Arbeitskräfte, ohne die wir den Betrieb schliessen müssen) für diese wichtige und nicht nur schwere, sondern oft auch schwierige, Arbeit zu gewinnen?

Unser Hauspersonal, von dem in den obigen Fragen die Rede ist, wird zwar durch uns im «know-how» des Putzens angeleitet, wer aber lehrt sie im Umgang mit Betagten? Natürlich eine Frage, die in allen Chargen des Heimbetriebes, Heimleitung nicht ausgeschlossen, aktuell ist. Aktueller aber ist diese Frage noch für den Mitarbeiter, der durch Status (allne de Dräk mache . . .) und durch sprachliche Schwierigkeiten in der schlechtesten Position ist. In der Regel wird das Hauspersonal auch von den übrigen Heimmitarbeiterinnen in die unterste Stufe eingereiht.

Der Mitarbeiter im Hausdienst hat übrigens, normalerweise handelt es sich «natürlich»(?) um eine Mitarbeiterin, wortwörtlich Zugang zu allen Bewohnern unseres Heimes, auch beispielsweise zu den «Nichtkranken» . . . Durch eine offenbar tiefere «Hemmschwelle», sicherlich verstärkt durch den niedrigen Status, ist sie auch diejenige Mitarbeiterin innerhalb unseres Heim, an der die Hausbewohner am ehesten allfällige «Aggressionen» abregieren. Die weinend vor mir stehende Mitarbeiterin, die sich aufrichtig bemüht hat, das Zimmer richtig zu reinigen und nun vom entsprechenden Bewohner «zusammengesch. . .» wird, kann ganz einfach nicht verstehen, dass bei diesem «Ausbruch» gar nicht sie persönlich gemeint war. Nur wer geschult ist, die psychische Situation des Betagtseins verstehen zu können und die Einsicht hat, dass das «alt werden» an sich schon schwer, und das «alt werden» im Heimkollektiv nicht einfacher ist, wird auf die Dauer den täglich intensiven Kontakt mit Betagten ohne «Abstumpfungerscheinungen» bestehen können. Der meiste Personalwechsel innerhalb dem Hausdienst (wie übrigens auch in anderen Bereichen) könnte eine Wurzel im «Verständnisdefizit» zum Betagten haben. Jammern über die immer noch grossen Personalvakanzen in unseren Heimen hilft da ja kaum weiter . . .

H. R. W.

agogische Grossfamilie gründen, damit man genügend frei und unabhängig bleiben kann. Diese Idee ist an sich sicher richtig, dürfte aber in der Praxis schwierig auszuführen sein, ist es doch in der Erziehung und beim echten Zusammenleben verflucht schwierig, einen langjährigen, gemeinsamen Nenner zu finden.

Aber sicher gibt es da noch Möglichkeiten, die es wert sind, einen Versuch zu wagen. Nur muss man sich im klaren sein, dass man nicht immer wieder abbrechen und weglafen kann; der Schaden wäre zu gross.

Die Lebensdauer einer heilpädagogischen Grossfamilie wird nach unserem Empfinden eine relativ kurze Zeit haben, da es schwierig sein dürfte, immer wieder «neue» Kinder aufzunehmen und mit ihnen älter und älter zu werden. Für die gemachten Erfahrungen würde zwar eine Wiederholung sprechen, doch wir glauben nicht, dass man immer wieder die Bereitschaft und den Elan besitzt, um sich intensiv in eine Kinderwelt hineinleben zu können.

Adresse des Verfassers:

Peter Angst, Rebbeggstrasse 68, 8444 Henggart.

Die Familie und ihr behindertes Kind – Hilfe für die behinderte Familie?

Im Rahmen der Jubiläumsfeier zum 150jährigen Bestehen der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zürich (vgl. Fachblatt Nr. 11/79) hielt Dr. Hermann Siegenthaler, Professor am Oberseminar Zürich und heilpädagogischer Berater des Wagerenhofs in Uster, am 3. Oktober einen öffentlichen Vortrag, dessen Thema im Titel signalisiert wird. Bei der hier folgenden Textfassung handelt es sich um die Abschrift einer Tonbandaufzeichnung, die der Redaktion zur Verfügung gestellt worden ist.

Sie sind sicher überrascht, dass ich schweizerdeutsch spreche, ich möchte dies zuerst kurz begründen. In unserem Beruf — ich rechne uns jetzt alle zusammen zur gleichen Berufsgattung, nämlich zu den helfenden Berufen — haben wir eine ganz bestimmte Art, von uns zu reden oder von den Problemen der anderen zu sprechen, und zwar so, dass wir dies gern in sehr schöne Sätze kleiden. Dadurch schieben wir's elegant von uns weg. Die Fragen, die ich jetzt und hier vor Ihnen darlegen und mit Ihnen in einer inneren Zwiesprache diskutieren möchte, sind aber Probleme, die uns selber angehen, und zwar selber in uns Person sind. Und drum wäre nichts so verkehrt, wie wenn wir diese Probleme in schön formulierte Sätze verkleiden und dann finden würden: es ist «verrückt» schön, wie man es sagen kann. Gerade das möchte ich nicht! Ich möchte, dass wir uns alle zusammen, mit unserem Innersten, mitten in diese Probleme hineinstellen. Ist jemand hier, der meinen Dialekt nicht versteht?

Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard (er hat gelebt von 1813 bis 1855), gilt als der Begründer der heutigen Existenz-Philosophie. Er hat in einem seiner Bücher ein wunderbares Bild gebräutcht. Dieses möchte ich als Einleitung zu meinem Referat Ihnen kurz erklären. Kierkegaard beschreibt einen Jüngling, 20jährig, der so beschwingt durch die Strassen

Kopenhagens geht, dass alle Leute das Gefühl haben, er sei verliebt. Das Verliebtsein könnte ja auch dem Alter eines Zwanzigjährigen entsprechen. Der Jüngling ist tatsächlich verliebt, aber nicht, wie man denken würde, in ein Mädchen, sondern in die Bewegung seiner Gedanken. Dieser Ausdruck, dass unsere Gedanken eine Bewegung vollziehen können, hat mir gefallen, und das Bild, dass wir mit unserem Denken eine Bewegung machen, eine Bewegung, bei der wir Schritt um Schritt vorwärts gehen, eine Bewegung, die Spannungen hat, Entspannungen, Bewegung, die Höhepunkte hat, gefällt mir.

Ich möchte Sie jetzt eigentlich einladen, mit mir eine solche Bewegung zu machen die nächsten dreiviertel Stunden. Deuten wir dieses Bild noch weiter aus. Wir gleichen, wenn wir eine solche Bewegung machen, einem Reisenden, der in ein Land geht. Wir betrachten nicht zuerst die Grenzen dieses Landes, sondern wir orientieren uns zum vornherein, was wir etwa erwarten, was wir erleben könnten, was man noch anschauen könnte. Wir geben in etwa eine Richtung an, wir nehmen uns eine Richtung vor. Vielleicht hatten wir auch schon eine Karte vor uns, wobei wir die Absicht, die wir in diesem Land erfüllen möchten, mehr oder weniger festlegen.

Genauso geht es mit der Denkbewegung und unserem Problem.